

Dolf Schnebli 1928-2009

Autor(en): **Ruchat-Roncati, Flora**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **96 (2009)**

Heft 11: **Christian Kerez et cetera**

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bilder: Hannes Henz

Dolf Schnebli, 1928–2009

Dolf Schnebli ist am 12. September 2009 verstorben. Er war ein hartnäckiger, ironischer, herausfordernder, aber stets liebevoller Freund.

Ausgestattet mit einer profunden sozialen, menschlichen Intelligenz, liebte er das Leben und seine Arbeit. Da ihm eine Verklärung angeborener Talente fernlag, war er überzeugt, dass man nicht als Architekt geboren wird, sondern Architekt wird – durch eigene Kraft und lebenslanges Lernen. Dies bedeutete für ihn, seine Leidenschaft Tag für Tag zu nähren, sie mit einer fast kindlichen Hartnäckigkeit zu verfolgen, die tief im Glauben an das «Spiel der Volumen im Licht» gründete.

Diese Passion begleitete ihn ein Leben lang in verschiedenen Bereichen: auf seinen Reisen etwa, auf denen er zu sehen, zu vergleichen und zu beschreiben lernte, was er mit eigenen Augen sah. Sie half ihm auch, sich längst vergangene antike Orte vorzustellen alleine aus dem Studium von Plänen oder durch die Beschreibungen in der umfangreichen Literatur, die er verschlang, so dass er einst erklärte, der blinde Homer habe ihn mehr gelehrt als Pausanias.

Durch seine Lehrtätigkeit schaffte er es – so bescheiden er sich dabei auch gab und sein Wissen stets auf kulturelle Referenzen bezog –, reich an Erfahrungen und persönlichen Geschichten, seinen Studenten diese Leidenschaft zu vermitteln. Er machte ihnen Mut und verlieh ihnen eine gewisse Sicherheit – entscheidende Voraussetzungen zum Gelingen des notwendigen Lernprozesses. «Man sollte die Diplomarbeit bereits zu Beginn

der Studiums, beim Einschreiben schon, abgeben müssen», sagte Schnebli – «so würden nur diejenigen weitermachen, die sich wirklich für Architektur interessieren.»

Dies war seine ungewöhnliche, aber ureigene Art, den Wert der Institution Schule in Frage zu stellen – nicht aber die schlummernde Lust der jungen Studenten am Beruf, einen Willen und ein Interesse, das er wie Zitronen ausdrückte und in Freude, Eifer, Abenteuerlust verwandelte. Er stellte sich seinen Studenten offen und grossherzig zur Verfügung, seine Zeit und sein Engagement schienen keine Grenzen zu kennen. Nicht umsonst sind gerade aus Schneblis Klassen verschiedene der heute bedeutenden zeitgenössischen Schweizer Architekten hervorgegangen.

Lehre und Arbeit verstand er nicht als getrennte Einheiten, sondern lebte sie als gleichwertige Bereiche, als zwei absolut komplementäre und untrennbare Teile eines Ganzen, die sich in einer Art Osmose unaufhörlich gegenseitig befruchten.

Dolf Schnebli verwob das Entwerfen und parallel dazu die Begleitung seiner Projekte während der Ausführung – mit regelmässigen Baustellenbesuchen, die zwar nicht vertraglich festgeschrieben waren, aber von allen Beteiligten geschätzt wurden – zu einer umfassenden Rolle, die derjenigen eines Orchesterdirigenten ähnelte. Als erfahrener Mediator suchte er stets den Kompromiss zwischen der konzeptuellen Lösung, die es zu verteidigen galt, und einer realistischen Umsetzung. Dabei musste er in einem immer feinmaschigeren Netz interdisziplinärer Verflechtungen agieren, sich mit Delegierten und Behördenmitgliedern auseinandersetzen, die nicht im-

mer vor Begeisterung sprühten, mit Normen, die nicht immer einsichtig waren, und mit manchmal unbegründeten Budgetkürzungen.

Behutsam treten wir in den Raum, der seine Denkerstube, aber auch sein Krafraum war, im Sinne der griechischen Athleten, für die Körper und Geist eine unabdingbare Einheit bildeten. Wir betreten sein Arbeitszimmer, einen Raum von nur 18 Quadratmetern. Abgetrennt von den fast 1000 Quadratmetern der gesamten Schlosserei.

Von aussen deutet nichts auf die zentrale Funktion dieses Raums hin, bleibt sein Charisma verborgen. Die fast versteckte Türe zu Schneblis Arbeitskammer – die einzige im ganzen Büro ausser denjenigen zu den Toilettenanlagen – steht offen und nur die offensichtliche Unordnung auf dem Tisch, die sich auf den ersten Blick offenbart, deutet auf die starke Persönlichkeit seines Besitzers hin, auf die Energie, die noch in seiner Abwesenheit aus dem Raum zu strahlen scheint. Der Zeichnungstisch balanciert auf drei Beinen, leicht geneigt unter dem Gewicht der komplizierten, raumgreifenden Zeichenmaschine, einer Erbschaft, die ihm sein erster Arbeitsgeber Otto Glaus hinterlassen hat, mit dem er nach seiner Rückkehr aus Amerika den Flughafen Agno entworfen und gebaut hat. Dieses Projekt bedeutete den Beginn einer Bautätigkeit im Tessin, die sich über 15 Jahre hingezogen hat – ohne dass sich Schnebli dabei den Entwicklungen in der Tessiner Architektur in irgendeiner Weise anbiedert hätte.

Für die Kollegen, die wenig jünger waren als er und ihm mit viel Sympathie begegneten, aber oft auch etwas Neid verspürten und gewisse Zweifel hegten, blieb er der «Amerikaner». Er plante im



Haus Grether-Estlinbaum, Bottmingen 2003–2005



Haus am Zürichsee in Stäfa, 1998–2001

fernen Westen einen ganzen Universitätscampus – zusammen mit einem Architektenfreund, dem «stets weiss gekleideten» Anselvicchius –, er projektierte in Neapel die neue Schweizerschule und baute in Locarno das neue Gymnasium.

Schnebli bewegte sich inmitten eines kulturellen Schmelztiegels, in einem baylonischen Sprachenwirrwarr.

Aber als er in Campione die Baustelle eines seiner Häuser besuchte, offenbarten die Tonnengewölbe, die den Bau schon zum Teil bedeckten, eine starke und von uns verstandene architektonische Referenz: Ab sofort hiess Schnebli «il Dölf» und war einer der unseren, einer, von dem man lernen konnte.

Auf seinem Arbeitstisch, an dem er seit jeher gesessen hatte, steht kein Laptop, findet sich kein Bildschirm. Vielmehr thronen verschiedene Gläser voller Farb- und Bleistifte, ein Aschenbecher und eine Rolle gelbes Papier auf der Fläche, ein Überrest aus dem Vorrat, den er aus New York mitgebracht hatte, vom Bau des Swiss-Re-Sitzes.

Wenn man genau hinhört, vernimmt man in der Erinnerung noch das leichte Kratzen des Fixpencils, der über das ausgebreitete glänzende Planpapier gleitet, sieht man die langgliedrigen Finger mit elegantem Schwung einen Strich ziehen, hört man seine Stimme die längst erwartete Frage stellen, die keine Antwort verlangt: die Frage nach den Proportionen, immer wieder gestellt, auf dem letzten Plan des letzten Projekts gerade so, als wäre es das erste, während er mit dem Massstab in der anderen Hand die Dimensionen überprüft. Über das Studienmodell gebeugt, sinniert er danach schweigend über die Beziehungen zwischen Innen-

und Aussenräumen, hantiert mit alten Gips- und neuen Plastilinkörpern, die er aufnimmt, verschiebt und neu positioniert, fast am selben Ort, aber nicht ganz; ein zufriedenes Kopfnicken lässt sich als Zeichen der Zustimmung deuten, ganz befriedigt ist er aber noch nicht.

Dann geht er zu den Tischen im Korridor.

Dort sitzen seine Mitarbeiter, die auf seine Ratsschläge warten, ihm wie in der Schule Entwürfe und Skizzen hinstrecken, direkt aus dem Drucker gezogen, und geradezu auf den altbekannten Spruch zu warten scheinen: «Schon so endgültig, seid Ihr euch da sicher?» Damit beginnt ein leises Martyrium, das die Jungen wohlwollend ertragen, sogar schätzen, heute vermissen.

Dies ist das Ritual der «recherche patiente», das sich konstant, Tag für Tag wiederholt hat in Schneblis Studio, jeden Morgen von halb acht bis um sechs Uhr abends.

Unterbrochen von zahlreichen Telefonaten und dem obligatorischen Cervelat zur Mittagszeit, begleitet von einem Apfel. Unterbrochen auch von intensiven Gesprächen mit denjenigen, die gerade am langen Tisch sassen, Diskussionen zum antiquarisch erstandenen Buch über den Architekten Milizia, über ein Buch, das er gerade las oder dasjenige, das er gerade schrieb, oder über das Essen mit Robert Rauschenberg in der Krone am Abend zuvor.

Dolf, der Weltgewandte, Dolf, der Asket, und, nicht zu vergessen, Dolf, der Visionär.

1987 wurde ihm im Rahmen eines Studienauftrags die Aufgabe gestellt, den neuen Sitz des Tages-Anzeigers sowohl städtebaulich wie auch wirtschaftlich bestmöglich zu platzieren innerhalb

des engen Spielraums, den die städtische Bauordnung zulies. Schneblis Antwort war so berechtigt wie unerwartet: Ein 27-geschossiger Turm, aus der Ferne an den Mailänder Wolkenkratzer «Torre Velasca» erinnernd, sollte in der gesichtslosen Anonymität des Werdplatzes eine städtische Ordnung wiederherstellen und den öffentlichen Raum aufwerten. Schnebli gab das Projekt ab und wurde umgehend ausbezahlt. Weder vom Bauherrn noch von der Baukommission erhielt er je einen Kommentar dazu. Die Antwort liess trotzdem nicht auf sich warten. Sie kam, «rot und blau», klug und provokativ, von Dolf selber.

Von der Rednerbühne im «Weissen Wind» herab erläuterte der Architekt vor einem zum Bersen vollen Saal seine Theorie zur Wiedergeburt der Stadt. Als Antwort auf den Imperativ «Zürich ist gebaut» und auf den neuen Zonenplan forderte er zum Umdenken auf: Beleben wir die Stadt wieder! Verdichtung und Aufstockung statt Baustopp!

Vier bis fünf neue «blaue» Geschosse über sechs «roten», die bereits von Banken und Holdingfirmen in Beschlag genommen waren, die Landkosten gleich Null, die Baukosten bereits amortisiert durch den starken Sockel – so wollte Schnebli die Bewohner in die Zentren zurückbringen, ihnen urbane Räume schenken, Wolkenbügel und Dachgärten. Es war ein revolutionärer Ansatz, den sozialen Wohnungsbau umzukrempeln – er ist bis heute Utopie geblieben.

Dolf Schnebli ist gestorben, nicht aber seine Ideen. Wir danken ihm für das gebaute Werk, das er hinterlässt, und nicht nur, aber vor allem für die Hoffnung, das Vertrauen und den Mut, den er in uns geweckt hat. Flora Ruchat-Roncati